

Melanie Schütz

How To Love an Android

Hinweis

In *How To Love An Android* werden Themen wie Rassismus in Form von Xenophobie und Erwähnung und Aufarbeitung des Todes eines Familienmitglieds sensibel behandelt.

MELANIE SCHÜTZ



HOW TO LOVE AN
ANDORID

ROMAN
VAJONA

Für Sonja,
die weiß, ob ANDROIDEN von elektrischen
Schafen träumen.

1. Kapitel

»Welcome to Chicago!« steht in leuchtenden Letters auf dem Hologramm vor meinem Sitzplatz, als der Hyperloop zum Stehen kommt. Während die Türen der Kapsel emporschwingen, reibe ich mir den Schlaf aus den Augen und steige schließlich als letzte Passagierin aus. Da der Zug in nahezu Schallgeschwindigkeit durch die luftlere Röhre gefahren ist, hat die Fahrt von Philly nach Chicago nur eine knappe Stunde gedauert. Trotzdem bin ich in einen tiefen Schlaf gefallen. Nachdem ich letzte Nacht kaum zur Ruhe gekommen bin, hatte ich in diesen Sitzen keine Chance, wach zu bleiben. Sie sind unheimlich bequem und passen sich den Passagieren individuell an.

Doch als ich am Bahnsteig stehe, gegen die Schneeflocken anblinze und das Pulsieren der Großstadt mich erfasst, ist die Müdigkeit wie weggeblasen.

Wolkenkratzer ziehen sich in den Himmel und reflektieren in ihren gläsernen Fassaden die Sonne. Werbedisplays machen auf das neueste Modell der Smartwatch aufmerksam – die WriCo Comwatch. Luftschiffe schweben am Omnitech Tower vorbei und werden von ein paar Aircars überholt.

Ein Lächeln bildet sich auf meinem Gesicht, während ich die Eindrücke mit aufgerissenen Augen in mich aufsauge. Philly hat seinen Charme, doch er gibt mir nicht dasselbe Gefühl wie Chicago. Die Stadt, in der sämtliche aufstrebende Unternehmen wie

Omnitech, Retina Holographics und ehemals Human Evolve ihre Heimat haben. Genauso wie ich.

Ich nehme das Gepäck an mich, das auf einer vorgefahrenen Ladefläche des Hyperloops zu meinen Füßen liegt, und lasse mir von dem Hologramm eines Schaffners den Weg in das Bahnhofsgebäude weisen.

Die Steinsäulen und der Marmorboden im Inneren bilden einen edlen Kontrast zu den modernen Werbedisplays über den Läden, die im Sekundentakt ihre Anzeigen wechseln.

Die schweren Koffer hinter mir herziehend, betrachte ich etwas neidisch den automatisierten Gepäckwagen einer vierköpfigen Familie. Eventuell hätte ich mir auch einen gebucht, wenn meine Abreise nicht so überstürzt vonstatten gegangen wäre. Doch glücklicherweise werde ich meine Koffer nicht lange ziehen müssen.

Ich trete aus der Empfangshalle auf die Madisonstreet und sehe mich um, doch zu meiner Enttäuschung entdecke ich keine Spur von Harvey. Ein Blick auf meine Comwatch bestätigt: Er ist unpünktlich. Wie immer. Schwer kalkulierbar, wann er endlich hier aufschlagen wird. Aber klar ist: Ohne einen Snack überstehe ich die Wartezeit nicht.

Die blinkenden Wörter *Snacks and Flowers* machen mich auf einen Laden in einer Seitennische der Bahnhofshalle aufmerksam und bestimmen mein nächstes Ziel. Doch ehe ich hineintreten kann, fällt mir eine Frau ins Auge. Ihre schwarzen Haare sind zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Sie wirkt auffallend hübsch und auf den ersten Blick wie ein Mensch von vielen in dieser Bahnhofshalle. Wäre da nicht das in Magentarot leuchtende LED-Dreieck an ihrem Hals. Sie hebt einen Koffer an, der aufgrund seiner Größe eigentlich eine Herausforderung für eine so zierliche Frau wie sie sein müsste. Ohne, dass ihr die geringste Anstrengung anzusehen ist, verschwindet sie in der Menge.

Ehrfürchtig starre ich ihr nach. Das war sie. Die erste Andro-
idin, die ich in Chicago sehe.

Ein Jingle ertönt, als ich meinen Koffer über die Schwelle des
Snacks and Flowers ziehe. Ich schüttle die Tropfen von meiner
Jacke, zu denen die Schneeflocken mittlerweile geschmolzen sind,
und betrachte das Angebot. Einen Automaten, über den ich
meine Bestellung aufgeben kann und der meine Ware automati-
siert ausspuckt, suche ich vergeblich. Dafür fällt mir die üppige
Auslage von Schokoriegeln und Kaugummis ins Auge.

Ich schmunzle. Die abgewetzten Regale und der surrende, mit
Aufklebern übersäte Eisschrank wirken ein wenig aus der Zeit
gefallen. Ebenso der Verkäufer, auf dessen Mütze ein Karpfen
gestickt ist, der »Sea Bass!« jodelt, und der eigens die Produkte
abkassiert. Doch auf seiner Nase befindet sich eine EyeCo Smart-
brille der Marke Omnitech, was darauf schließen lässt, dass er sich
der modernen Technik nicht ganz verwehrt hat. Die Brille projiz-
iert Bildschirme auf die Gläser und ersetzt altmodische Compu-
ter und Kassensysteme.

Der Verkäufer sieht kurz auf, als er mich bemerkt. »Guten
Morgen, Mädchen.«

»Hallo.« Ich lasse die Koffer neben der Eisbox stehen und
schlendere zur Auslage mit den Schokoriegeln.

Kokos, Erdnussbutter ...

Seufzend reibe ich mir über die Stirn. Wofür auch immer ich
mich entscheide, hoffentlich gibt mir die Schokolade die nötige
Energie, um die kommende Begegnung zu überstehen. Einerseits
freue ich mich darüber, wieder in Chicago zu sein. Andererseits
hätte ich mir gewünscht, dass das unter anderen Umständen
geschieht. Tief im Inneren weiß ich, dass mir nichts anderes übrig
blieb, als hierherzukommen. Und dass Harvey bereit war, mich so
kurzfristig zu empfangen, ist mehr, als ich erwarten dürfte.

»Das erste Mal in Chicago?«, schnarrt der Verkäufer und sieht erneut zu mir auf.

Mir steht nicht der Sinn nach Small Talk. Trotzdem möchte ich nicht unhöflich sein. »Nein. Ich bin hier aufgewachsen, war aber drei Jahre nicht mehr da.« Ich streife zu den Getränken, will mir neben dem Schokoriegel gerade eine Limonade holen, da fallen mir die touristischen Flyer auf der Auslage ins Auge. Besser gesagt: ein bestimmter Flyer. *Kaufen Sie Ihren Androiden noch heute!*

Wer hat heutzutage noch Flyer ausliegen?

»Drei Jahre!« Der Mann kratzt sich den Kopf durch den Stoff seiner Kappe. »Dann hast du die Wendungen und Unruhen letzten Sommer nicht mitbekommen, was?« Der Zorn in seiner Stimme ist kaum überhörbar.

»Nur aus den Nachrichten«, antworte ich. Das Fernsehen übertrug die Demos im ganzen Land.

»Die Androiden sind jetzt autonom, kannst du dir das vorstellen? Man hat sie einfach unabhängig werden lassen. Bei mir hat sich letzte Woche einer beworben, um im Kiosk auszuhelfen. Den habe ich sofort weggeschickt. Kann sich um einen anderen Job bemühen, dieser Roboter.«

Ich nehme den Flyer an mich und drehe ihn herum. Eine Frau mit weichen Zügen ist abgedruckt. Ihre Augen leuchten aufgeweckt in einem hellen Grün. Ihre Taille ist schlank und ihre Brüste wohlgeformt. Sie sieht aus wie ein echter, leicht überdurchschnittlich hübscher Mensch. Eine junge Frau. Doch das magentarot leuchtende LED-Dreieck seitlich an ihrem Hals auf Höhe ihres Ohres verrät: Sie ist eine Androidin.

Keine Lust mehr, allein zu sein? Wir haben die Lösung für Sie! Mit dem Androiden des Modells EDEN-7000 genießen Sie das perfekte Partnererlebnis für Mann und Frau! Die Vorteile sind zahlreich: Androiden versorgen den Haushalt, kochen auf höchst-

tem Niveau und erfüllen jede sexuelle Fantasie, ohne je zu sagen: »Heute nicht, Schatz, ich habe Kopfweh.«

Kaufen Sie Ihren EDEN-7000 noch heute für nur 7.499 Dollar bei ihrem Human-Evolve-Händler!

Oder interessieren Sie sich für ein anderes Modell? Wir haben weitere Angebote für den Privathaushalt: LUCA-7000 – Intimpartner, EZRA-7000 - Haushaltshelfer, KYLE-7000 – Gärtner.

In winziger Schrift ist zusätzlich der Hinweis vermerkt: Androiden der 7000-Reihe verfügen über eine Akkulaufzeit von 48 Stunden. Sparen Sie Energie, indem Sie sie bei Bedarf einfach in den Standby-Modus schalten. Schäden können mithilfe von Ersatzkomponenten schnell und problemlos von ihrem Human-Evolve-Spezialisten behoben werden.

»Wo hast du den denn her?« Der Verkäufer tritt an mich heran. »Diese elenden Flyer. Die muss jemand vor Kurzem erst hier ausgelegt haben. Verdammt noch mal. Ich werde sie sofort vernichten. Human Evolve produziert ohnehin keines mehr von den Dingern.« Er nimmt den Stapel an sich und lässt ihn im Papierkorb verschwinden.

»Ich bin eben erst in Chicago angekommen und habe bereits eine Androidin gesehen«, berichte ich. »In Philly gibt es so was nicht. Dort werden nach wie vor Roboter eingesetzt, die auch wie Roboter aussehen und das ausschließlich zu kommerziellen Zwecken. An der Supermarktkasse zum Beispiel.«

Er nickt grimmig. »In Chicago wimmelte es im Gegensatz zum Rest des Landes von Androiden. Hier waren die meisten im Einsatz, Human Evolve hat schließlich seinen Sitz in Downtown. Du wirst auf den Straßen weitere Androiden zu sehen bekommen. Sie sind ja jetzt frei.«

»Wie ist das für Sie? Dass Androiden nun irgendwie wie Menschen behandelt werden?«

Er seufzt und verschränkt die Arme vor der Brust. »Weißt du, als die ersten Modelle erschienen, hatte ich nichts gegen die Androiden. Sie haben ihre Arbeit getan. Und hübsch waren sie. Fast so schön wie Engel. Sie hoben sich optisch doch ein wenig mehr von den Menschen ab. Viele Leute hat das, denke ich, befremdet, sie konnten nichts mit ihnen anfangen. Waren auch teuer, 350.000 Dollar, wenn ich mich recht erinnere. Als sie ihrem Äußeren authentische Details gaben – Leberflecke, Atmung, Lid-schlag – und den Preis senkten, fingen die Probleme erst richtig an.« Er lacht bitter auf und fährt mit gesenkter Stimme fort. »Diese Roboter erschienen in ihrer Gestik und Mimik so menschlich, dass mein Kumpel sich Hals über Kopf in seine Androidin verliebt hat. Er ließ sich sogar von seiner Frau scheiden, um mit *ibr* zusammenzuleben. Aber sobald die sogenannte Wendung kam, war Schluss mit der großen Liebe. Sie hat ihn verlassen. Beschloss, unabhängig zu leben. Ging auf die Straße, demonstrierte für die Freiheit. Als ob sie die bei ihm nicht hätte haben können. Der Sex, die Gefühle – alles Teil der Programmierung und somit gespielt!« Er schnaubt so verbittert, dass ich mich kurz frage, ob dies seine eigenen Erfahrungen sind.

»Was in Chicago geschah, ist wirklich heftig«, sage ich seufzend und halte ihm meine Smartwatch zum Bezahlen hin. Meine Wahl fiel auf einen Riegel mit Erdnussbutter-Geschmack und ich hoffe inständig, dass er mir den Tag retten kann. »Ich bin froh, mit den Androiden bisher nichts zu tun gehabt zu haben. Klar, in Philly sieht man sie mal, aber eben irgendwie noch gebändigt.«

Als ich meinen Kopf kurz nach rechts drehe, sehe ich vor dem Fenster ein Elektroauto der Marke Voltage parken. Den Fahrer erkenne ich sofort wieder. Da ist er also. Harvey.

»Ich muss jetzt los! Viel Erfolg mit den Bewerbern.«

Ich winke und er tut es mir gleich. »Danke, junge Dame. Willkommen in Chicago! Schließlich ist die Stadt, abgesehen von den Androiden, die schönste Amerikas.«

Ich lächle und weiß, er hat recht. Doch so schön die Stadt auch ist – für mich steckt in ihr meine Vergangenheit und damit Erinnerungen. An meine Kindheit, meine Jugend und auch ... an Tim.

Ich schüttele meine Gedanken aus dem Kopf, ziehe schwerfällig die Koffer aus dem Kiosk und blinze in den leichten Schneefall. Es ist Mitte November, die Kälte hält Einzug in Chicago. Als ich das grimmige Gesicht des Fahrers des Voltages sehe, schlucke ich. Es wird nicht einfach, mich diesem Mann wieder anzunähern. Ganz und gar nicht.

Harvey lässt das Fenster der Fahrertür hinunter. Mit düsterem Blick sieht er zu mir hoch, in ein Gesicht, das seinem so sehr ähnelt. Eine Begrüßung bleibt er mir schuldig.

»Steig ein«, sagt er stattdessen knapp.

»Kannst du den Kofferraum öffnen?«, frage ich über den Motorenlärm hinweg.

Sein Blick fällt auf mein Gepäck. »Um Himmels willen. Hast du vor, bei mir einzuziehen, oder was? So viele Klamotten braucht kein Mensch für eine Woche!«

Eigentlich habe ich geplant, ihm in Ruhe zu gestehen, dass ich länger bleiben möchte, weil meine Flucht unausweichlich war und ich im Moment nicht weiß, wo ich sonst hinsoll. »Ich will auf das kalte Wetter vorbereitet sein«, lüge ich.

Für wenige Sekunden betrachtet Harvey die Koffer, als sei er unschlüssig, ob er mir nun beim Einräumen helfen soll. Dann gibt er sich einen Ruck, steigt schnaufend aus dem Wagen und stapft zum Kofferraum.

Die zwei schweren Rollkoffer hinter mir herziehend, folge ich

ihm. Das erste Mal nach drei Jahren Funkstille stehen wir einander wieder gegenüber.

Harvey hat zugenommen. Die Mundwinkel unter seinem rot-blonden Schnurrbart sind angespannt. Er riecht nach Sommerabenden auf der Terrasse und alten Büchern mit viel zu gruseligen Gutenachtgeschichten. Nach Spaghetti Bolognese, die niemand so gut kocht wie er. Und er riecht nach dem Weichspüler, den meine Familie seit Jahrzehnten benutzt. Er riecht nach meinem Vater, der mich einst liebte.

Wie soll ich diesen Mann begrüßen? Normalerweise umarmen Vater und Tochter einander nach einer so langen Trennung, oder? Sollten wir das auch tun?

Harvey streckt den Arm aus und kurz vermute ich, dass er dazu ansetzt. Doch nicht mal ein Händeschütteln ist in seinem Sinn. Stattdessen nuschelt er »Nun gib schon her« und greift nach den Koffern.

Ernüchtert weiche ich zurück.

Was für eine hingebungsvolle Begrüßung!

Wortlos beobachte ich, wie er den Fuß an einen Sensor unterhalb der Heckklappe hält. Der Kofferraum fährt auf.

»Danke, Peggy«, murmelt er.

Enttäuschung flammt in mir auf, als ich miterleben muss, wie Harvey seinem Auto freundlicher entgegentritt als mir. Am liebsten würde ich ihn damit konfrontieren und ihm sagen, wie verletzt ich darüber bin, dass er mich begrüßt wie eine Fremde oder ein Stück Last, das man sofort wieder loswerden muss. Aber ich beiße mir auf die Zunge. Fürs Erste bin ich auf diesen Mann angewiesen. Deshalb will ich versuchen, möglichst versöhnlich mit ihm umzugehen.

Kurz beobachte ich, wie Harvey meine Koffer in das Auto hievt. Dann brumme ich ein verhaltenes »Ich warte drinnen«,

öffne die Beifahrertür und lasse mich auf den Sitz sinken. Die Heizung hat den Innenraum angenehm gewärmt. Mit den Augen folge ich dem Flug der Schneeflocken, die sich leise auf die Windschutzscheibe legen.

Nach einer Weile drehe ich mich um. Eine Decke und eine Einkaufstüte liegen auf dem Rücksitz. In Harveys Auto herrscht ein ähnliches Chaos wie früher. Durch das Heckfenster beobachte ich, wie er den Kofferraum zufahren lässt. Anstatt ins Auto zu steigen, lehnt er sich mit dem Rücken ans Heck und raucht.

»Na super«, stöhne ich in meinen Schal.

Ich lege den Finger auf ein Touchpad auf der Beifahrerkonsole, sodass die Sonnenblende hinabfährt, und betrachte mein Spiegelbild. Zwei sturmblaue Augen starren mir entgegen. Mehr ist von meinem eingemummten Gesicht kaum zu erkennen. Einzelne rotblonde Haarsträhnen bahnen sich ihren Weg zwischen Schal und Mütze. Ich sehe aus, wie ich es vermutet habe: total fertig. Das ist keine Überraschung. Schließlich habe ich die Nacht damit verbracht, meine Koffer zu packen und eine spontane Fahrt mit dem Hyperloop zu buchen. Harvey macht meine Situation keineswegs besser.

Als ich den Sonnenschutz zurückfahren lassen will, fallen mir zwei Fotos in den Schoß. Ertappt werfe ich erneut einen Blick über die Schulter. Doch Harvey lehnt noch immer am Auto und raucht genüsslich.

Ich widme mich den Fotos. Das obere ist das Passfoto einer Frau. Die Jahre haben es leicht ausgebleicht. Ihre rotbraunen Haare fallen ihr über die Schulter. Ihr Lächeln ist so hell wie Schnee an einem Wintermorgen.

»Mom«, flüstere ich ergriffen.

Dann ziehe ich das andere Foto hervor. Zu meiner Überraschung erkenne ich mich selbst. Ich sitze auf dem Rasen unseres

Vorgartens, in meinem Arm liegt ein Junge. Er ist etwa sechs. Und er hat dieses ehrliche, unbesorgte Kinderlachen auf dem Gesicht, das viele kleine Jungen haben und das sie meist mit Beginn der Pubertät verlieren.

Das Geräusch der sich öffnenden Fahrertür lässt mich zusammenzucken. Hastig schiebe ich die Fotos ins Handschuhfach.

Mein Vater setzt sich ächzend auf den Fahrersitz und lässt die Schwebetür zufahren.

»Jetzt kann's losgehen«, murmelt er mehr zu sich als zu mir und legt die Hände aufs Lenkrad. Peggy erwacht zum Leben. Als Harvey sich anschnallt, zieht überraschend ein unangenehmer Geruch zu mir herüber.

»Du hast getrunken«, stöhne ich tonlos und Harvey tut es mir gleich.

Wir nehmen den langen Weg durch die Innenstadt. Na klasse.

»Wann hast du den letzten Schluck getrunken?«, will ich wissen.

Harvey schweigt eine Weile. Im Grunde muss er nichts erwidern. »Gestern Abend. Ich habe heute frei.«

»So, wie du noch riechst, sollte ich nicht hier drinsitzen. Sicher, dass du schon fahren kannst?«

»Steig aus, wenn du meinst, dass ich noch nicht fahrtüchtig bin«, knurrt er und lässt mich damit schockiert zu ihm aufsehen. Sein Blick trifft für wenige Sekunden meinen. »Soll ich anhalten? Willst du aussteigen?«

Ich schlucke schwer. »Nein. Aber du könntest doch zumindest das autonome Fahrprogramm starten und den Wagen selbst fahren lassen. Die meisten Leute tun das so. Dieser Voltage muss nicht von Menschenhand gefahren werden, oder?«

»Wir fahren nach meinen Regeln.«

Ich merke, wie sich meine Augen wütend zusammenkneifen.

Unauffällig mustere ich Harvey von der Seite. Seine rotblonden Haare, die in ihrer lockigen, dichten Struktur den meinen so ähneln, sind grauer geworden, die Furchen auf seinem Gesicht tiefer. Den Schnurrbart trägt er noch immer, jedoch scheint er wenig Wert auf eine entsprechende Pflege zu legen. Ich suche vergeblich das winzige Grübchen auf seiner rechten Wange, das einst eine Lachfalte war.

Auch wenn wir uns so lange nicht mehr gesehen haben, weiß ich, dass Harvey nie ohne Grund trinkt. War mein gestriger Anruf der Grund dafür?

Als wir uns nach endlosen Minuten meinem Elternhaus nähern, rutsche ich ans Fenster. Da ist es, das Café, in dem ich früher immer mit meiner Freundin Piper Kakao trank. Die Mall, in der ich einst jobbte. Und der Wicker Park, nach dem unser Stadtteil benannt ist.

Doch zwischen all der Nostalgie, all dem Flackern meiner Geburtsstadt, fällt mir plötzlich ein Laden mit zerbrochenen Scheiben ins Auge. Irritiert drehe ich mich danach um. Sofort schießen mir Bilder aus dem Fernsehen durch den Kopf. Die Randalen. Ich erinnere mich an die Aufzeichnungen aus dem letzten Frühling: Androiden, die sich den Anweisungen ihrer Besitzer widersetzen und geschlossen auf die Straße gingen. Haushaltshilfen, Pfleger, Lageristen oder Sexarbeiter. Das Vorhaben, die modernen Hilfen nicht nur in Chicago, sondern landesweit einzusetzen, scheiterte an dem Tag, an dem den Androiden Freiheit und Unabhängigkeit zugesichert wurde. Freiheit, die sie mit einer Einigung herbeiriefen. Der Anführer der Androidenbewegung unterschrieb einen Vertrag, der die Einhaltung des Friedens all seiner Leute zusicherte. Würden seinesgleichen die Regeln erneut missachten und Aufstände anzetteln, drohte die sofortige Abschaltung aller Androiden des Landes. Dafür wurde den

Androiden über Funk ein von Human Evolve entwickeltes Softwareupdate zugespielt, das der Regierung die Möglichkeit gab, ihre Hauptprozessoren mit einem Knopfdruck zu zerstören.

Wer konnte ahnen, dass es einmal so kommen würde? Dabei liefen die ersten Jahre, in denen die künstlichen Intelligenzen auf dem Markt waren, außerordentlich gut. Human Evolve wurde staatlich gefördert und forschte nach günstigen Rohstoffen. Die Erkenntnis, dass das verhältnismäßig teure Carbon nicht zwingend der Hauptbestandteil der Androiden sein musste, sondern ohne funktionale Einbußen durch günstiges Polycarbonat ersetzt werden konnte, erlaubte die Entwicklung massentauglicher Modelle. Nachdem die Androiden ausschließlich kommerziell vertrieben wurden, machten erschwingliche Preise sie auch privaten Haushalten zugänglich.

Obwohl die Androiden die Bevölkerung entlasteten, indem sie Alltagsarbeiten übernahmen, ersetzten sie damit auch viele Jobstellen. Menschen wurden arbeitslos. Unmut richtete sich gegen die Androiden. Zu allem Übel widersetzten sich immer mehr von ihnen ihrer Programmierung und wurden ungehorsam. Wie das möglich war? Je intensiver die Entwickler arbeiteten, desto menschlicher wurden die Androiden. Vor zwei Jahren bestand das erste Modell sogar den Turing Test, konnte also einem Menschen vermitteln, dass es selbst ein Mensch sei. Die eigene Programmierung auszuhebeln, war ein komplexer Softwarefehler am Androiden selbst.

Mit den Demonstrationen fanden die Unruhen im Frühjahr diesen Jahres ihren Höhepunkt. Die Androiden drohten damit, die ganze Stadt zum Einsturz zu bringen, würde man ihrer Forderung nach »Androiden-Freiheit« nicht nachkommen. In den Medien habe ich beobachtet, wie sie begonnen haben, ihrer Gewalt freien Lauf zu lassen. Sie brachten leere Gebäude am Rand der Stadt zum Ein-

stürzen und drohten, immer weiter ins Stadttinnere zu wandern, um ihre Forderungen durchzudrücken. Die Menschen rüsteten sich mit Waffen aus, um sich selbst Schutz bieten zu können.

Die Präsidentin Janet Martinez war gezwungen, eine Lösung zu finden, um einen gewalttätigen Aufstand zu verhindern, und erklärte die Androiden in jener Nacht als frei, um den größten Schaden abzuwenden und die Angst und Boshaftigkeit der Menschen zu dimmen. Doch ob dies von Dauer sein wird? Für jedes Abkommen und jede Einigung muss es Regeln geben. Androiden werden in Chicago toleriert. Doch ob sie richtig akzeptiert werden, ist fraglich.

Dieser Wendepunkt wird bis heute als Androidenrevolution bezeichnet. Androiden müssen nun für ihre Arbeit bezahlt werden. Sie sind nicht mehr auf die Tätigkeit festgelegt, für die sie gebaut wurden, sondern dürfen sich ihre Jobs selbst aussuchen. Ihre Arbeitserlaubnis bezieht sich jedoch ausschließlich auf freigegebene Bezirke in der nördlichen Hälfte Chicagos. Dies betrifft das gesamte Gebiet oberhalb des South Loops und der Near Westside. Auch Wicker Park, meinen Heimatbezirk.

Janet Martinez entschied ebenso, das Sicherheitspersonal der Stadt aufzustocken, um zu gewährleisten, dass die Androiden sich friedlich in die Gesellschaft eingliedern können. Außerdem befriedigte dies das Sicherheitsbedürfnis der Menschen. Bis auf Weiteres wurde Human Evolve die Herstellung vermeintlich fehlerfrei funktionierender Androiden untersagt. Die Angst, dass sich die Unruhen wiederholen, wiegt seitens der Regierung und der Bevölkerung schwer.

»In letzter Zeit war in Chicago echt viel los, was?«, frage ich Harvey.

Er gibt ein abschätziges Schnauben von sich. »Das kann man wohl sagen.«

»Als Polizist hast du bestimmt alle Hände voll zu tun, oder?«
Wissbegierig rutsche ich auf dem Sitz nach vorn und versuche, weitere Spuren des Protests im Stadtbild zu erkennen. »Sind die Robomenschen so gefährlich, wie man sagt?«

Harvey zieht scharf die Luft ein. »Es sind Androiden, Jen. Keine Robomenschen.«

Ich starre nach draußen. »Androiden. Wie auch immer«, murmle ich. »Ich habe mitbekommen, dass sie protestiert haben, damit sie nach der Wendung selbstbestimmt leben können. Aber mal ehrlich, das sind Roboter in Menschengestalt! Ich verstehe nicht, wieso ihr die Aufstände nicht in den Griff bekommen habt. Hättet ihr sie nicht abschalten können, oder so?«

Harvey lacht trocken. »Lass uns das Thema wechseln.«

»Erzähl schon!«, fordere ich. »Warst du auf Androidenjagd?«

Plötzlich ertönt ein scharfes Quietschen. Harvey ist auf die Bremse getreten. Kurz denke ich, jemand ist auf die Fahrbahn gerannt, doch da ist nichts.

Stattdessen erhebt Harvey die Stimme. »Noch ein Wort über *sie* und ich setze dich jetzt und hier auf die Straße.«

Ich erschrecke und in meiner Brust zieht sich etwas zusammen. »Was? Ich –« Mit flachem Atem taste ich nach dem Griff der Beifahrtür.

Mit zusammengekniffenen Augen starrt mich Harvey nieder. Dann ertönt ein Hupen hinter uns und er nimmt den Fuß vom Bremspedal. Langsam setzt sich der Wagen wieder in Bewegung.

»Jen, du hast einfach keine Ahnung, wovon du redest.«

»Woher auch?«, erwidere ich flüsternd. »Ich war in Philly. Dort gab es keine künstlichen Intelligenzen. Darum frage ich dich ja, was hier los war.«

Harvey seufzt. »Die Verhältnisse in Chicago sind noch immer schwierig. Der Staat hat den Androiden nach den Protesten Rechte eingeräumt. Rechte, die sie im Stadtteil Wicker Park ungehindert ausleben können. Trotzdem ist die Lage nicht so, wie sie es sich gewünscht haben. Es gibt bis heute viel Hass und Gewalt auf den Straßen, die sich gegen die Androiden richten. Auch das solltest du in den Nachrichten mitbekommen haben. Deswegen hätte ich nicht damit gerechnet, dass du so kurz nach den Unruhen zurückkommst.« Er fährt sich durch die ungekämmten Locken, die daraufhin noch unaufgeräumter aussehen als zuvor.

»Es hat sich einfach so ergeben«, erwidere ich und presse die Lippen aufeinander. Der Schock darüber, dass er mich so unvermittelt angeschrien hat, sitzt tief. Es weckt Erinnerungen an unseren früheren Umgang miteinander und den Grund, warum ich aus meinem Elternhaus weg wollte. Auch damals war unsere Kommunikation entweder hitzig oder erloschen.

Wieso ich trotzdem wieder da bin? Ich hatte keine andere Wahl. Ich musste weg. Von Jakob. Von der Uni. Zurück in mein altes Leben. In ein Zimmer, in dem ich mietfrei wohnen kann. Was gleichzeitig der Ort ist, dem ich immer entkommen wollte. Der voller Verlust ist. Ich muss es mir eingestehen: Meine Existenz ist ein Scherbenhaufen. Und für den Moment ist Harvey mein letzter Ausweg. Leider.

»Weißt du schon, wie lange du bleiben willst? Am Telefon sagtest du etwas von einer Woche.«

Ich zucke die Achseln. »Genau kann ich das noch nicht sagen.«

»Was ist mit der Uni? Jakob?«

»Liegt gerade auf Eis.«

»Willst du drüber reden?« Der Unterton in seiner Stimme ist rau.

»Als würdest du wirklich darüber mit mir reden wollen«, murmle ich und wende den Blick ab. Als ich nach hinten sehe, erkenne ich, dass durch die Vollbremsung die Einkaufsstüte in den Fußraum gefallen ist. Auch die Decke ist verrutscht und legt etwas offen, das ich vorher nicht sehen konnte. Mein Atem stockt.

Der Kindersitz. Tims Kindersitz. Dieser Anblick erwischt mich eiskalt und lässt jegliche Motivation in mir zusammenfallen. Kurz fühlt es sich an, als würde mein Herz brechen und meine Lunge zerdrückt. Mir wird klar, dass Harvey in den vergangenen Jahren noch immer nicht die Kraft aufbringen konnte, die automatische Vorrichtung zurück in die Polster zu lassen, obwohl es nur einen Knopfdruck bedarf. Und dass er genauso seinen Sohn verloren hat wie ich meinen Bruder.

Harveys Stimme dringt an mein Ohr. Sie ist eine Spur sanfter als vorher. »Jen, ich wollte dich nicht anschreien. Die Sache mit den Androiden ist nicht ganz so einfach, wie du vielleicht ahnst. Sie belastet.«

»Ich verstehe. Dennoch hättest du mich vernünftig begrüßen können. So wie man seine Tochter begrüßt, wenn man sie eine lange Zeit nicht mehr gesehen hat.«

»Jen, es ist –«

»Schon klar. Es ist schwer. Es ist belastend, dass ich überhaupt gekommen bin, nicht? Lass gut sein.«

Und Harvey lässt es gut sein.

So sind wir Williams. Wir lassen einander mit unserem Schmerz viel Raum. Leider führt dies dazu, dass jeder mit seinem Kummer allein ist. Ob sich das je ändern wird? Im Moment glaube ich nicht im Geringsten daran.

Das leichte Abbremsen bringt mich zurück in die Realität. Erwartungsvoll sehe ich durch die Scheibe nach draußen. Dort ist es: das Haus, in dem ich aufgewachsen bin.

Wohingegen das Stadtzentrum von Hochhäusern dominiert wird, in denen eine große Anzahl von Menschen zentral übereinander wohnen, legt mein Heimatbezirk den Fokus auf grüne Architektur. Der Wicker Park selbst lädt zum Joggen, Schlendern und Entspannen ein. Auf Dächern und Fassaden, Balkonen und Terrassen wuchern und wachsen Pflanzen, Blumen, frische Kräuter, Obst und Gemüse. Im Sommer sind sie das Zuhause für Insekten und Vögeln und bieten den Einwohnern natürlichen Schutz vor der Sonneneinstrahlung. Außerdem produzieren sie viel Sauerstoff und sorgen für ein gutes Raum- und Wohlfühlklima. Im Winter sind viele Knospen verblüht, aber der wetterfeste Efeu rankt sich unbeirrt die Wände empor.

Die meisten Häuser in der Gegend wurden aus nachhaltigen Baumaterialien, wie zum Beispiel recyclebarem Beton oder Holz gebaut. Das Konstrukt unseres Hauses stammt jedoch aus den frühen 2040ern und hebt sich mit seinem roten Backstein von den anderen ab. Neben Pflanzen schmücken Solarpaneele die Dachterrasse, über die sich nun eine dünne Schneeschicht zieht. Früher haben wir viele Sommerabende dort oben verbracht.

»*Home, sweet home*«, sagt Harvey und löst unsere Gurte mit einem Wink vor dem Sensor an der Fahrerkonsole.

Ich taste nach dem Mechanismus, der die Tür öffnet, doch Harvey hält mich am Arm fest. Eindringlich sieht er mir in die Augen.

»Jen. Bevor wir reingehen, muss ich dir etwas sagen.«

Erwartungsvoll hebe ich die Brauen. »Und was?«

»Nun ...« Harvey stockt. Dann sagt er zögerlich: »Ich wohne nicht mehr allein.«

Ich starre ihn perplex an. Mom starb, als ich acht war. Tims leibliche Mutter hatte sich einige Jahre nach seiner Geburt von

Harvey getrennt. Außer diesen beiden ist mir keine Frau in seinem Leben bekannt.

»Hast du eine Freundin?«, platzt es aus mir heraus. Wer, um alles in der Welt, wäre so verrückt, bei ihm einzuziehen?

»Nein«, erwidert er ernst. »Es ist ein Android.«